

(Nachdruck verboten.)

19)

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Zu der Nacht, als sich auch der leise Wind gelegt hatte, der ihr Gefährte gewesen, scharrten sich solche Unmengen von Insekten um die Wanderer, daß ihnen Angst wurde. Es war wie ein lebendiger Wasserfall, wie ein geflügelter Strom, der ihnen aufs Gesicht niederflutete, sie zwang die Augen zu schließen, ihnen den Mund verstopfte, sie stach und figelte und sie mit seinem tollen, schwärmenden Gesumme, das dem Knistern einer brennenden Steppe glich, zur Verzweiflung brachte und der Vernunft beraubte.

„Was soll morgen aus uns werden? Die verdammte Plage wird uns keinen Schritt weiter gehen lassen.“

Sie zündeten einen Kranz von Feuern an, ließen sich inmitten des Rauches, und der unerträglichen Hitze nieder und führten auch den Schimmel in den Kreis. Das Tier senkte den Kopf traurig, schloß die thränenden Augen, ließ die Unterlippe wehmütig hängen und fraß nicht, obgleich ihm Alexandroff einen Haufen ganz leidlichen Grases am Bache gemäht hatte. Die Menschen wagten es nicht, den dichten Rauch ohne schützende Netze zu verlassen. Diese Netze bestanden aus Rattmuskappen, an denen kleine durchsichtige Fensterchen aus Roßhaargeewebe angebracht waren. Sie hinderten das Atmen dermaßen, daß es den Wanderern vorkam, als wäre ihr Mund mit Werg verstopft. Trotzdem mußten sie immer wieder übergestülpt werden, und die Verbannten waren genötigt, von den Netzen verhüllt, zu essen, zu trinken, ja selbst zu schlafen, denn es war zu beschwerlich, das Feuer immer wieder zu schüren. Trotzdem wachten sie der Netze nach die ganze Nacht hindurch und schleppten Holz zusammen. Sowie der Rauch nachließ, zwängten sich einzelne Mücken in die dunstfreien Luftschichten und schweiften in langen, schmalen Streifen niedrig über der Erde, während die dunklen, dichten Scharen, von denen die Feuerstelle jenseits des Rauches belagert wurde, ihre kühnen Vorkämpfer mit wütendem Gesumm anzuspornen schienen.

Am Morgen erwachten die Menschen geschwollen und blutig; der Schlaf hatte sie kaum erquid. Das Pferd bat mit einem dumpfen Wiehern um Wasser. Seine Seiten waren eingefallen, die Augen blutunterlaufen, der Blick apathisch.

Es war, als wollte es sagen: Schlagt mich tot! Ich weiß, ich bin in Eurer Macht, aber quält mich nicht.

Der Morgen hatte den Andrang der geflügelten Räuber abgeschwächt. Während die Verbannten ihren Thee nahmen, ratschlagten sie, wie sie dieser Höllenqual entgehen könnten. Krassuski, der in Tsjaga am genauesten kannte, riet höher hinaufzugehen und den Weg über die baumlosen Gipfel zu nehmen.

„Dort ist's immer windig! Und es ist schon besser, wenn einer hinabgehen muß, um Wasser zu holen, oder das Pferd zu tränken, als wenn wir uns hier die ganze Zeit über quälen. In den Schluchten und Klüften muß es noch Schnee geben; dort können wir halten und Wasser schöpfen.“

Sie folgten seinem Rat. Der Aufstieg war sehr beschwerlich. Die Hufe des Pferdes und die Füße der Wanderer lösten das Moos vom feuchten Gestein. Der Schimmel schlug einigemal schmerzlich zu Boden, und Woronin und Niehorsti, die schwächer waren, als die Gefährten, rangen unter der schweren Last ihrer Bürde mühsam nach Atem. Selbst Alexandroff senkte erleichtert auf, als sie am Rande des spärlichen Waldes auf halbem Wege stehen blieben und ihnen ein frischer, angenehmer Wind von den Höhen ins Gesicht blies.

Aber bis zum Gipfel war noch ein weiter Weg. Uebrigens war es nicht nötig, bis dahin zu gelangen. Die Mücken plagten sie hier schon verhältnismäßig wenig. Der Kompaß sagte ihnen, daß die nach Westen geneigte Rundung des Berges leicht nach Norden abbog, und das war ihren Plänen günstig.

„Ein wenig mehr nach Norden oder nach Süden hin, das will nicht viel bedeuten. Das wichtigste ist, in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Strecke zurückzulegen und in den Bergen zu verschwinden.“ meinte Niehorsti.

„Aber es wäre jedenfalls besser, wenn wir an der andern Seite der Schlucht marschieren könnten.“ bemerkte Woronin.

„Weshalb?“

„Denn die neigt sich südwärts, und das verkürzt uns den Weg.“

Krassuski lachte.

„Beide treffen an der Quelle des Flüsschens zusammen, und dahin führte auch unser Weg.“

Sie gingen am Rande des Waldes weiter, denn sie fürchteten, es würde ihnen zu viel Zeit rauben, wenn sie Brennholz, Gras und Wasser weither holen müßten. Der Weg war noch schlechter als Tags zuvor. Das abgebröckelte Gestein hatte hier unter den Moosen seine scharfen Kanten behalten, die dünnen Jakutenstiefel schützten sie nur ungenügend dagegen; es war den Wanderern zuweilen, als schritten sie über glühende Kohlen. Der Schimmel stolperte oft und blieb mit den Hufen in gefährlichen Vertiefungen stecken, aber da ihn keine Insekten peinigten, war sein Gang trotzdem viel rüstiger, als am verfloffenen Tage. Das stözte den Flüchtlingen Mut ein und ließ sie ihre Schmerzen vergessen. Als es dunkelte, gelangten sie an eine Stelle, wo sich das Thal einengte; der Wald war hier dürftiger, die Bäume wurden immer kleiner und wagten sich nicht mehr weit hinauf. Der Wind hatte sich gelegt, aber trotzdem brachten sie die Nacht ruhig zu. Sie hatten ein Lager an einer ziemlich hochgelegenen Stelle aufgeschlagen, wo immer noch ein frischer Luftzug ging. Sie hatten Holz und Gras herbeigeschafft, den Schimmel satt gefüttert, ihr Nachtmahl am lohenden Feuer genossen und dann ruhig geschlafen. Weiterhin waren nur noch die Ufer des Baches am Boden der Schlucht mit Wald bewachsen. Der schmale waldige Streifen zog sich eine Strecke an fruchtbaren Erdschichten hin, dann verschwand er, trat wieder hervor und lief endlich in eine Reihe einzelner verküppelter, zwerghafter Bäume mit trockenen, geknickten Wipfeln aus. Weiter sah man nur noch schwarzes, struppiges Weidengebüsch und kleine Nasenflecken. Zwischen den steilen Wänden der bemoosten Felsen sauste der Wind in toller Eile vorbei. Die Mücken waren spurlos verschwunden. Als sie um die Mittagstunde Rast machten, wälzte sich der Schimmel nach Herzenslust im Gras und weckte das Echo mit seinem lustigen Schnauben. Dann musterte er den Grasbestand der winzigen Weide, und die Wanderer laerten sich um das Feuer, über dem ein Kessel und eine Blechkanne mit Wasser hingen. Sie hätten sich ganz leidlich fühlen können, aber die geschwollenen, blutigen, schmerzenden Füße ließen kein rechtz Wohlgefühl aufkommen, und auch die Aussicht, ihre Bündel weiter tragen zu müssen, war nicht dazu angethan, sie sorglos der Ruhe pfelegen zu lassen.

„Oh, diese Bündel! Die werden uns zu Grunde richten, uns ersticken! . . . Sie haben zwar ihre guten Seiten — aber nur so lange wir im Lager sind: 's ist Zwieback drin, das ist richtig! Aber unterwegs sind sie nichts als ein Memento! Sie drücken wie Galgenstricke und erinnern einen daran, daß man noch im Reiche des Jaren ist; drittens . . . hm! was könnte man wohl außerdem zu ihrer Verteidigung anführen? Höchstens nur, daß sie auch hier den Beweis liefern, wie allgewaltig die ökonomischen Verhältnisse sind. Wenn wir noch ein Pferd hätten, dann hätten wir keine Bündel, aber wir hätten Humor.“ philosophierte Niehorsti scherzend, indem er seine bloßen Füße wärmte und die andern seinem Beispiele folgten.

„Vah! wenn jeder von uns ein Pferd hätte, dann hätten wir noch obendrein ganze Hacken.“

„Und die Flucht würde uns sicherlich gelingen, denn wir wären schon mindestens hundert Werst weiter.“

„Auch jetzt wird sie gelingen! Sie muß gelingen!“

Niemand widersprach, aber unwillkürlich blickten alle nach der Seite hin, wo die Schlucht von einem mächtigen Walle fahler verwitterter Felsen eingeschlossen wurde.

Nun mußten die Verbannten in die Schlucht hinabsteigen, die ganz mit Felsblöden übersät war. Der Bach war unter einem derselben verschwunden, und nur das Gemurmel des Wassers, das unter dem Gestein weiterfloß, verriet, daß er noch da war und seinen Lauf tief in den Nigen verborgen fortsetzte. Unter den angehäuften Steinen war die spärliche, kümmerliche Pflanzenwelt spurlos verschwunden. Als sie eine kleine Wiege erreichten, bestand Alexandroff darauf, daß sie hier übernachten, denn er sah voraus, daß sie keine mehr antreffen würden. Einer von ihnen sollte bis an den Bergattel gehen,

um die Gegend zu erforschen. Krassuski machte sich auf den Weg. Als er zurückkam berichtete er, daß die Schlucht un-
 gefähr eine Werst weiter von einem steilen unzugänglichen
 Felsen versperrt sei. Erst nach langem Suchen habe er zwischen
 den Felsenspalten „eine Art Durchgang“ entdeckt. Er war
 nicht hinaufgestiegen, denn sie hatten keine Wahl und mußten,
 um weiter zu gelangen, jenen Weg benutzen. In der Nacht
 wuchs der Wind zum Sturm an. Unter seinem Anprall
 heulten die Steine wie gepeitschte Hunde. Aus den Klüften
 flogen Sandwolken auf. Mühsam drangen sie gegen den Wind
 weiter, über große, schlüpfrige Platten, die hie und da umher-
 lagen wie riesige Trümmerhaufen. Zuweilen trat das Pferd
 mit allen vier Füßen auf einen Stein und fürchtete dann, einen
 Schritt weiter zu thun. Um es zum Weitergehen zu bewegen,
 mußten sie es gewöhnlich streicheln und schieben, während es
 mit blutigen Augen nach allen Seiten blinzelte und nichts
 als die scharfen Kanten der Felsblöcke vor sich sah, die ihm den
 Tod bringen oder es zum Krüppel machen konnten. Die Ver-
 bannten wußten nur zu gut, daß es aus wäre mit ihrer Flucht,
 wenn das Pferd fallen sollte; daher halfen sie ihm so gut sie
 konnten und nahmen ihm das Gepäck ab. Aber ihr Beistand
 war sehr mangelhaft. Der Wind drohte sie selbst nieder-
 zuwerfen, und ihre wunden Sohlen konnten auf den Steinen
 kaum Halt finden. Nach einigem Widerstand überwand das
 Pferd das Hindernis gewöhnlich mit einem unerwarteten Satz.
 Da überzeugten sie sich von dem Mut, von der Intelligenz und
 Gewandtheit des Tieres und lernten es schätzen und achten.
 Endlich, nach unsäglichen Mühen erreichten die Wanderer das
 Ende des Kesselthals, wo die emporragenden Felsen so steil
 waren wie die Wände eines Brunnenkastens. Den Boden be-
 deckte ein schmutziges, mit Steinen übersätes Eisfeld.
 Ein Bach rieselte mit sanftem Rauschen darunter hervor. Die
 „Art Durchgang“, die Felsenspalten waren so steil, daß nicht
 daran zu denken war, ein beladenes Pferd darüber zu führen.
 Sie säumten den Schimmel ab und ließen ihn die in den Fels-
 ritzen spärlich aufstehenden Kräuter und die Knospen des
 kümmerlichen Gestrüchs abweiden. Woronin kochte das
 Mittagessen, während die Uebrigen das Gepäck mit unsäglicher
 Mühe höher hinauf schleppten. Der schmale felsige Grat des
 Sattels, den sie erklimmen, verband die Gebirgskette, über
 deren Abhänge sie ihren Weg bisher genommen, mit einem
 andern Berggücken, der noch mächtiger, noch graufiger gespalten
 und unsäglich düster war. So weit das Auge reichte, war
 nichts zu erblicken, als starre, mit kümmerlichem Moose bedeckte
 Gipfel und graue Wolkenzüge, die sich träge darüber hin-
 schleppten.

Daher waren die Wanderer hoch erfreut, als sie jenseits
 der Felsen eine abgründige Schlucht sahen, die derjenigen
 ähnlich war, die sie hierher geführt. Auch dort lag ein Eis-
 feld am Fuße des Berges und ein Bach floß darunter hervor.
 Sie konnten also hoffen, dort Holz und Futter für den
 Schimmel zu finden. Der Kompaß sagte ihnen, daß die
 Schlucht nach Westen führe, jedoch mit einer leisen Wendung
 gen Süden. Das beeinträchtigte ihre Freude ein wenig, aber
 sie hatten keinen andren Ausweg.

„Ich glaube sogar, das ist sehr günstig,“ meinte Woronin.
 „Erst ging's nach Norden, jetzt nach Süden; es wird sich also
 ausgleichen.“

Auf dem Bergsattel wehte der Wind so heftig und kalt,
 daß sie bis ins innerste Mark erschauerten. Sie eilten also, so
 schnell wie möglich hinabzukommen. Das Gepäck war bald
 hinuntergeschafft, aber mit dem Pferde ging es nicht so leicht.
 Stellenweise mußten sie es an Stricken hinablassen wie ein
 Schaf. Als sie endlich unten anlangten, waren sie so erschöpft,
 daß sie gleich hier rasten und ihr Nachtlager aufschlugen
 wollten. Aber es war unmöglich, Futter für das Pferd auf-
 zutreiben. Die Schlucht war öde und jeglichen Wachstums
 bar, wie das Pflaster einer Stadt. Sie mußten das Pferd
 wieder aufzäumen und noch gute zwei Werst über Steingeröll
 und Felsblöcke hinabsteigen. Um die Mittagstunde des
 folgenden Tages erreichten sie einen Wald. Aber nun waren
 sie gezwungen, der Rücken halber wieder die taflen Abhänge
 zu erklimmen. Der Wind war oft so lind, daß die Insekten
 ihnen im Schatten der Sträucher wie dunkle Wolken nach-
 schwärmten. Auf den Höhen war es schlüpfrig, und spitze
 Steine verwundeten ihre Füße. Lange gingen sie über einen
 ungeheuren, steinigen Berggücken und sahen überall ähnliche
 Rücken rings um sich her; zu ihren Füßen aber rauschte der
 Bach und schwankten die Wipfel der Wälder. Sie glaubten
 schon, dies Wandern würde kein Ende nehmen, als sich ihnen
 bei einer Biegung des Weges plötzlich eine herrliche Aussicht
 darbot. Sie blickten in ein weites Thal, das mit dunklen

Wäldern bewachsen und von einem Flusse durchschnitten war.
 Im Vergleich zu den starrenden Felsen und den dunklen,
 dämpfigen Kesselthälern erschien es ihnen schön wie ein Traum.
 Die Sonne überflutete es mit Lichtströmen und der grenzenlose
 blaue Himmel breitete sich darüber aus; die einzelnen Forsten
 und Gaine zeichneten sich in fernen zackigen Linien vom Aether
 ab und hie und da blickten bleiche Seen zwischen dem Urwald
 auf wie kostbare Perlen in einer Fassung von Smaragden.
 (Fortsetzung folgt.)

Die Kirche der reinen Hände.

I.

Ein vornehmer, dunkelfarbiger Sitzungsaal. Auf schweren
 Ledersesseln saßen etwa 100 würdige ältere Herren: Vandaldirektoren,
 Kommerzienräte, Ministerialdirektoren, Staatsanwälte, Super-
 intendenden, Professoren, Majoratsherren, ein Hofschneidermeister, ein
 Hofstreich, ein Hofbuchbindermeister und ein Hofschlächtermeister.
 Einige Gruppen unterhalten sich stehend, in flüsternder, erwartungs-
 voller Spannung.

Um 12 Uhr eröffnet der Kammerherr Dr. v. Behr die außer-
 ordentliche Generalversammlung des Central-Kirchenbauvereins mit
 folgender Ansprache:

„An einem feierlichen Wendepunkte der Geschichte unsrer segens-
 reichen Vereinsthätigkeit habe ich die Ehre, diese erlauchte Ver-
 sammlung zu eröffnen. Nur mit schwerem Herzen habe ich mich
 entschlossen, die mir von Ihnen angetragene Würde des Vorsitzenden
 anzunehmen. Aber dem im Sturm schwankenden Schiffe war der
 Steuermann von einer Springwelle jäh über Bord geschleudert
 worden. Die Führung des Schiffes war verwaist. Da hielt ich es
 für meine Pflicht als Christ, Monarchist und Patriot, einzuzutreten,
 und ich werde, so Gott will, mit meiner bescheidenen Kraft das be-
 drohte Fahrzeug in den Hafen retten. (Bravo!)“

„Hohehrwürdige Versammlung! Mein Herr Amtsvorgänger ist
 nicht mehr. (Die Anwesenden erheben sich von den Sigen.) Ich danke
 Ihnen, meine Herren, für diese stille und ernste Kundgebung Ihres
 Beileids. Wir alle wissen, was wir an dem Freiherrn v. Mirbach
 hatten. Niemand hat sich um unsre Sache so verdient gemacht. Aber
 leider ergriff den großen, nach unerhörten Erfolgen allzu lähn und
 allzu selbstlos strebenden Mann Satans Lüge. (Bewegung.) Er
 vergaß des Christenwortes, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr
 gehe, als ein Reicher ins Himmelreich komme. (Sehr richtig!) Das
 war sein Verderben. Und darum war er nicht mehr an der Spitze
 der christlichen Liebesthätigkeit möglich. Das hat der edle Mann selbst
 gefühlt, und großmütig mit blutendem Herzen riß er sich freiwillig
 von einer Thätigkeit los, die mit seinem ganzen Wesen innig ver-
 bunden war. Er entsetzte sich durch diesen Verzicht gleichsam selbst.“

Aber, hohehrwürdige Versammlung, es ziemt sich nicht zu
 klagen, nicht unthätig in vergangenen Fehlern schmerzvollend sich zu
 verorten. Wir müssen handeln. Wir müssen weiter schreiten auf
 unserm gesegneten Wege.

Meine Herren! Größer denn je ist die Not der niederen
 Klassen. Immer häufiger erleben wir es, daß Arbeiter höhere
 Löhne und sogar kürzere Arbeitszeit frech verlangen. Sie
 lehnen sich gegen die Gesunde = Ordnung auf, lesen auf-
 rührerische Zeitungen, und spotten des Thrones und des
 Altars. Wie eine Hyäne schleicht der Umsturz durch unser herr-
 liches Vaterland und frisst alles an, was uns teuer und wert ist:
 Christentum, Monarchie, Arme, Eigentum. Wir müssen die Massen
 ihren Verführern entwenden, um jede Seele müssen wir im ernst-
 haften Kampfe ringen, wir müssen sie ihrem Gotte, ihrem
 König und ihrem Arbeitgeber wiedergewinnen. Darum ist
 uns heute mehr Not denn jemals zuvor, sich der verirrtten Brüder zu
 erbarmen, Kirchen und nichts als Kirchen zu bauen!

Aber hohehrwürdige Versammlung! Wir müssen neue Bahnen
 wandeln, um dem alten Ziele zu dienen. Wir müssen dafür sorgen,
 daß unsre Thätigkeit nicht in die schmutzige Gasse der Pastermäuler
 gezogen wird. (Sehr richtig!) Wir müssen durch unsre Thätigkeit auch
 der niedrigsten Verleumdung Ehrfurcht einflößen und Halt gebieten.
 Wir müssen zeigen, daß wir Christen sind, daß wir die ewigen
 Tugenden der Bedürfnislosigkeit und Frömmigkeit, des Fleißes und
 Gehorsams, der Demut und Treue unentwegt in tadelloser Reinheit
 hochhalten.

Wir müssen den Verdacht vermeiden, daß wir um irdischen Ge-
 winns willen unsre Sache treiben. Nichts hat uns so sehr geschadet,
 als die giftige, leider durch gewisse Vorgänge, scheinbar berechtigte
 Ausstreuung, daß wir um äußerer Ehren und äußerer Gewinns
 Willen, für Titel, Orden, Beförderungen oder gar als Kellame und
 Aushängeschild für profitable Geschäfte diese christliche Liebesthätig-
 keit ausüben. Wir dürfen hinfort uns nicht mehr dem Argwohn
 aussetzen, daß die Frömmigkeit ein Sport der Millionäre sei; daß
 jeder mit irdischen Gütern Gesegnete in erster Linie berufen sei,
 an unserm Werke mitzuwirken, ob er gleich in seiner weltlichen Thätig-
 keit mit dem Kermel das Luchthaus streifen oder gar in ihm hängen
 bleiben möge. (Bravo!) Diese tieftraurigen Erfahrungen sollen uns
 zur ewigen Lehre dienen. Als neue Menschen auf neuen Bahnen
 müssen wir am alten Werke schaffen. (Weisfall.)

Hohehrwürdige Versammlung! Aus Ihrer Zustimmung ersehe ich,
 daß wir alle eines Herzens sind. Lassen Sie mich darum in aller

Kürze die Vorschläge erwägen, die ich mir erlaube, Ihnen zu unterbreiten.

Zunächst müssen wir uns darauf besinnen, daß wir protestantische Christen sind. Wir müssen deshalb Juden, und mögen sie noch so wohlhabend und wohlthätig sein, grundsätzlich von unserm Verein fernhalten. (Geheimer Kommerzienrat Mendelssohn: Sehr richtig.)

Zweitens: Jedes Mitglied unsres Vereins muß sich verpflichten, keinerlei Titel, Orden, Beförderungen anzunehmen, auch wenn sie ihm ohne sein Zutun angeboten werden. (Bravo!)

Drittens: Jede Person, die für unsren Verein einen Beitrag spendet, muß sich gleichfalls verpflichten, alle Titel, Orden, Beförderungen oder sonstige Spenden und Vorteile zu verweigern. (Bravo!)

Viertens: Die Namen der edlen Spender werden nirgends verzeichnet, sie werden gegen jedermann geheim gehalten. (Bravo!)

Fünftens: Beiträge werden in der Regel nur in Kupfer und Nidel entgegen genommen. Der Höchstbetrag darf 200 M. nicht übersteigen. Jedem soll es möglich sein, sein Scherlein beizutragen zu den Werken christlicher Liebesthätigkeit. Aus den Pfennigen der Millionen Armen sollen unsre Kirchen sich aufbauen, nicht aus den Tausendmarktscheinen des prozenden, unchristlichen Reichthums. (Händeklatschen.)

Und nunmehr, hochhehrwürdige Versammlung, beginnen wir die neue Aera unsres Wirkens mit der Errichtung einer Kirche, die herrlicher und gewaltiger rage denn alle andren, als ein Dentmal der Sühne vergangener Schuld, als ein Wahrzeichen unsrer geläuterten Gegenwart erhebe sich hier in Berlin, mitten in dem Weltviertel zwischen Behrenstraße und Unter den Linden eine Kirche der reinen Hände! (Hübeldne Zustimmung.)

In diesem Sinne bitte ich Sie, einzustimmen in den Ruf: Die Kirche der reinen Hände — hurra, hurra, hurra!

Die Vorschläge des Vorsitzenden werden debattelos einstimmig angenommen. Die erste Sammelliste für die Kirche der reinen Hände bedeckt sich schnell mit den Beiträgen der Anwesenden; es werden durchsichtig Summen von 5, 10 und 50 Pfennig gezeichnet. Nur der Hofschneidermeister, der Hoffriseur, der Hofsuchbinder und der Hofschlächtermeister steuern je eine Mark bei.

II.

Ein Jahr später. An der Generalversammlung des Central-Kirchenbau-Vereins nehmen sieben Personen teil: der Vorsitzende Kammerherr v. Behr, zwei Superintendenten, zwei Professoren sowie die drei Hofhandwerker.

Der Vorsitzende erstattet den Kassenbericht. Er stellt mit Ausdrücken des Bedauerns fest, daß die Sammlung für die Kirche der reinen Hände bisher insgesamt nur die bescheidene Summe von 187 Mark und 36 Pfennigen ergeben habe. Es seien darin eingeschlossen noch einige aus Blei gefertigte Zehn- und Fünzigpfennigstücke, die er jedoch mit Hilfe nicht genannt sein wollender Wohlthäter stillschweigend durch vollwertige Münze ersetzt habe. (Bravo!)

Der Vorsitzende schließt die Versammlung mit der Mahnung, in der Fortsetzung der Sammlung nicht zu erlahmen, damit die Kirche der reinen Hände sobald wie möglich in ihrer Pracht und Größe sich erhebe.

III.

Noch ein Jahr später. Außerordentliche Generalversammlung des Central-Kirchenbauvereins.

Der Saal ist dicht besetzt. Es herrscht große Erregung. Alles spricht und schreit durcheinander.

Der Vorsitzende Kammerherr v. Behr eröffnet die Versammlung, die unruhig bleibt, so daß er nur nach langem heftigen Läuten sich mühsam Gehör verschafft. Er macht die betäubende Mitteilung, daß der Kassenbestand des Vereins sich leider infolge notwendiger Ausgaben von 187 Mark 36 Pfennig im Vorjahre auf auf 134 Mark 17 Pfennig vermindert habe.

Es entsteht ein ungeheurer Lärm. Schrille Pfui-Aufe. Plötzlich schreit jemand: Mirbach soll wiederkommen! Und nun ruft die ganze Versammlung minutenlang im Chor: Mirbach, Mirbach, Mirbach! Endlich fährt der

Vorsitzende Kammerherr v. Behr fort: Meine Herren! Wenn Sie meine Dienste nicht mehr wollen, so trete ich natürlich, wenn auch blutenden Herzens, zurück und überlasse dem Freiherrn v. Mirbach wieder die Leitung unsrer Geschäfte. Aber (laut und feierlich) was der Freiherr v. Mirbach konnte, kann ich auch noch. Und ich kann mehr! Meine Herren! Ich bin in der Lage, Ihnen eine Mitteilung zu machen, die für die ganze Zukunft unsrer christlichen Liebesthätigkeit von entscheidender Bedeutung sein wird. (Atemlose Spannung.) Hochhehrwürdige Versammlung! Ich war heute früh bei unsrem allverehrten Kommerzienrat Sanden. Nach langer, schwerer Leidenszeit ist er den Seinigen, ist er uns wiedergegeben worden. Dieser hochherzige Mann hat sich sogar bereit erklärt, die ganze Kaufsumme — 30 Millionen Mark — in bar, nicht etwa in Hypotheken-Pfandbriefen, für die Kirche der reinen Hände herzugeben. Er hat keinerlei Bedingung an diese großmüthige Spende geknüpft. Er hat im Gegentheil hinzugefügt, er verlange nicht, daß das neue Gotteshaus statt „Kirche der reinen Hände“ „Sankt-Sanden-Kirche“ genannt werde, und er wünschte lebiglich, daß man ihm vor der Zahlung mittheile, wie der Verein die Kirche endgültig nennen wolle. Hochhehrwürdige Versammlung! Es bedarf wohl keines Wortes, daß wir trotz der

Weigerung des edlen Stifters die Kirche nunmehr: Sankt Sanden-Kirche taufen. (Stürmische, allseitige Zustimmung.) Ich stelle Ihr Einverständnis hiermit fest.

Hochhehrwürdige Versammlung! Eine neue Morgenröthe bricht für unsre christliche Liebesthätigkeit an. In diesem Sinne bitte ich Sie, einzustimmen in den Ruf: Die Sankt Sanden-Kirche — hurra, hurra, hurra! . . .

Kleines feuilleton.

st. Eltern. „Ach Gott, da sind Sie ja schon wieder!“ Die junge Frau ließ nur widerstrebend das alte Weibchen eintreten, das ganz aufgeregt an der Thürschwelle gewartet hatte. Nun starre es schau und verwundert die Oeffnende an und stotterte: „Das Lottchen —“

„Na, kommen Sie nur. Aber ich habe wenig Zeit, Frau Heinichen. Sie sehen, ich bin gerade bei der Toilette. Mein Mann und ich wollen ins Theater.“ Sie führte die Angekommene ins Zimmer, ergriff die Ledenschere und wärmte sie über der Spirituslampe: „Also, was ist schon wieder mit Lottchen?“

„Wieder?“ Frau Heinichen sah auf dem äußersten Rand eines Stuhles, sah betrübt zur Erde und schüttelte den Kopf, als begriffe sie das Wesen der jungen Frau nicht. „Vorhin war der Arzt da. Er sagt, daß es jeden Augenblick alle sein kann mit dem Kind. — Mit Ihrem Lottchen, Frau Köhnel!“ Das letzte klang merkwürdig betont.

„Oh!“ Frau Köhne sagte es bedauernd und machte eine halbe Wendung vom Spiegel fort, die Brennschere im Haar haltend.

„Ja. Und ich dachte — dachte —“ Die Stimme der alten Frau zitterte. „Jetzt — jetzt werden Sie doch wohl kommen und sie noch mal sehen wollen.“

Keine Antwort. Nur ein Stöhnen des Geplagteins. Ueber-eifrig beschäftigte sich die junge Frau mit den Locken.

„Das Kind hat Brechdurchfall. Wie ich's Ihnen gleich gesagt habe. Vorgestern war ich hier. Gestern zweimal. Sie hatten keine Zeit.“ Die alte Frau nickte vor sich hin. Dann erhob sie den Kopf: „Aber heute, Frau Köhnel heute!“

„Ich hab' auch heute keine Zeit! Und außerdem wissen Sie doch: ich kann mich in Ihrem Hause nicht sehen lassen, ohne Verdacht zu erwecken. Ich muß an meinen Ruf denken, Frau Heinichen!“

„Aber es ist doch Ihr Kind — und ich bin doch man bloß die Pflagemutter. Und wenn's auch vor der Zeit gekommen ist — Mutter ist doch Mutter, den' ich. Wo das arme Wurm so krank ist! Aee, Frau Köhne, wenn ich denke, ich sollte —“

„O, ich hab auch Mutterliebe, Frau Heinichen! Glauben Sie nur nicht, daß es mir gleichgültig ist! Ich trage alles in der Brust, innen! Aber es ist doch nun mal so ein Kind, das vor der Hochzeit gekommen ist. Denken Sie: Die Stellung meines Mannes! Sein Ruf! Mein Ruf! Man müßte sich ja in den Boden hinein schämen, wenn das einer erführe!“

„Schämen? Sich wegen sein Kind schämen?“ Frau Heinichen begriff es nicht. „Davon versteh' ich denn wohl nichts, Frau Köhnel!“ Sie erhob sich fast trotzig. „Ich kann bloß so viel sagen: jetzt, wo Sie und Ihr Mann verheiratet sind — und jetzt noch das Kind in fremden Händen lassen — darüber hab' ich manchmal den Kopf so für mich geschüttelt, Frau Köhnel! — Wenn's auch gut bei mir aufgehoben war,“ fügte sie halb schluchzend hinzu. „So ein liebes Balg!“

„Das verstehen Sie wirklich nicht, Frau Heinichen!“

Die alte Frau stand zögernd an der Thür, als es klingelte. Sie ging hinaus, öffnete und kehrte gleich darauf ins Zimmer zurück. Die Stimme hatte einen harten, bebenden Klang, als sie sagte: „So, Frau Köhnel Lottchen ist eben gestorben. Meine Tochter war da.“

„Oh!“ Die Brennschere sank hinab und die junge Frau setzte sich: „Wie traurig! Und ich hab' sie nicht noch einmal sehen dürfen!“ Die Rienen zogen sich zu tragischen Falten und sie nidte: „Also ist das arme Würmchen wirklich hinüber!“ Sie fuhr mit dem Taschentuch über die trockenen Augen. „Klopfen Sie doch, bitte, an die Thür rechts, ja, liebe Frau Heinichen? Mein Mann soll kommen.“

Herr Köhne kam, gerade im Begriffe, sich den Ausgehrod über-zuziehen. „Was ist, Lisbeth?“

„Denke Dir: Lottchen ist gestorben.“

„Oh!“ Der rechte Arm blieb halb im Rockärmel hängen. Dann fuhr er mit einer Gewaltanstrengung ganz hindurch und legte sich um die Schulter der jungen Frau: „Kröfte Dich, Lisbeth.“

Lisbeth schluchzte: „Es ist so traurig.“

„Sehr traurig.“

Ein Weibchen war es still. Dann sagte Frau Heinichen: „Wann paßt es Ihnen am besten mit der Beerdigung?“

„Ach so, die Beerdigung!“ Köhne kratzte sich den Kopf. „Was meinst Du, Lisbeth? Wir müssen wohl mitgehen?“

„Nein, Karl, auf keinen Fall! Denke doch, wenn uns jemand sieht! Dann ist alles verraten! Deine Stellung! Unser Ruf!“

„Ja, der Ruf! Fatal, äußerst fatal, Frau Heinichen!“

In den Augen der alten Frau glomm etwas wie Empörung und Verachtung auf: „Was? Nicht 'mal zur Beerdigung wollen Sie kommen?“

„Sie hören ja, — es ist sehr schmerzlich, Frau Heinichen, aber — aber —“

„Sie sind doch der Vater und das da ist die Mutter!“

„Ruhig. Schreiben Sie doch nicht so. Wir haben Rücksichten zu nehmen. Hier ist Geld, Frau Heinichen. Besorgen Sie, bitte, alles, damit das Unglückskind anständig unter die Erde kommt. Einen Kranz schicken wir noch.“

„Ach ja, Karl, einen recht, recht schönen Kranz!“ Frau Lisbeth weinte.

Die Pflagemutter Lottichens ging gesenkten Hauptes hinaus — ohne Gruß.

„Es nimmt Dich wohl sehr mit, Lisbeth?“

„Unser Kind, Karl! Ach, weißt Du noch, damals —“

„Ja, ja! Gott sei Dank, daß die dumme Geschichte endlich tot ist. Du mußt Dich zerstreuen. Ja so, das Theater! Ich weiß nicht.“ Er kante an den Schmirrbartenden.

„Du hast doch nun mal die Billets gekauft!“ Frau Lisbeth griff eiligst zur Brennschere. „Wir werden doch die Billets nicht verfallen lassen! Ueberhaupt, wo es ein Lustspiel giebt!“

— Wenn . . . denn . . . Von Gebaert, dem Komponisten und Leiter des Brüsseler Konservatoriums, erzählt ein belgisches Blatt: Als er zum Direktor des Konservatoriums ernannt werden sollte, ließ ihn der damalige belgische Unterrichtsminister rufen, um ihn zu fragen, ob er die einflußreiche und sehr ehrenvolle Stellung annehmen würde. „Wir würden uns freuen“, sagte der Minister, „wenn wir eine so schätzbare Kraft im Lande behalten könnten, aber ich muß Ihnen gleich jetzt sagen, daß wir Ihnen nicht so viel Gehalt bewilligen können, wie Ihrem Vorgänger.“ — „Dann werde ich ablehnen müssen“, erwiderte Gebaert, „denn es wäre unter meiner Würde, wenn ich mich mit einem geringeren Gehalt abspesen lassen sollte; es sähe dann ja so aus, als wenn auch meine Kenntnisse und Leistungen geringer bewertet würden.“ — „Das ist es nicht“, sagte der Minister beschwichtigend, „die Sache liegt vielmehr so, daß Ihr Vorgänger ein Ausnahmehalt bezog, weil er große Schulden hatte.“ — „Ach! wenn es nur das ist!“ entgegnete Gebaert. „Wenn Sie es gerade wünschen, Herr Minister, mache ich eben auch Schulden!“ Der Minister lächelte, und Gebaert hatte seine Ernennung in der Tasche.

— Niesen und Sonnenschein. Bekanntlich werden viele Personen beim Schauen gegen die Sonne, beim plötzlichen Heraustrreten aus dem Schatten in die Sonne usw. von heftigem Niesen befallen. Es giebt ja noch eine Menge anderer Gelegenheitsursachen für diese Reflexthätigkeit (Kiheln der Nasenschleimhaut, Schnupftabak usw.) — insbesondere aber mit dem Einfluß des Sonnenlichtes hat sich Dr. Freund (Wien), der selbst täglich bei Ueberkreiten eines sonnigen Platzes heftig zu niesen begann, beschäftigt und darüber in einer kleinen Skizze berichtet.

Wie wirkt nun das Sonnenlicht? Zunächst ein eigener Reiz in den Augen mit manchmaliger Thränenabsonderung, Kneifen der Lider, tiefe Inspiration durch die Nase, Atmungsstillstand, starker Nasentitel und schließlich der eigentliche Niesakt. — Dabei wirkt am stärksten das Sonnenlicht des Sommermittags.

Vor allem frug sich Freund, ob nicht vielleicht die tiefe Inspiration die Nasenschleimhaut reizt; hielt er jedoch die Augen zu und inspirierte stark, so blieb der Effekt aus, um sich beim Augenöffnen sofort einzustellen. Der primäre Augentitel ist also notwendig; und die Grundursache jedes anders herbeigeführten Niesreizes (Nasentitel usw.) wuchs außerdem auffallend beim Augenöffnen.

Um nun zu bestimmen, welche Augenanteile bei der Auflösung des Reflexes beteiligt sind, unternahm Freund eine Reihe von Versuchen, die ergaben, daß Winde-, äußere und mittlere Augenhaut in Betracht kommen, dagegen die Aderhaut ausgeschloffen ist.

Nun war noch zu untersuchen, ob sich sämtliche Bestandteile des Sonnenlichts, d. i. die verschiedenfarbigen Lichtsorten gleich verhalten. Hier zeigte sich, daß rotes und grünes Glas die Anregung zum Niesreflexe vollständig hemmte, während blaues und violettes Glas diese Wirkung nicht zeigten; d. h. die erregende Wirkung des Lichtes bei Anregung und Auflösung des Niesreflexes ist vorzüglich den kurzwelligen Strahlen (blauviolett) zuzuschreiben. Damit ist aber auch zugleich ein einwandfreies Experiment für die heute vielumstrittene Frage geliefert, daß das Licht auf Nervenendigungen (und zwar hier reflexauslösend) wirken kann.

(„Umschau“.)

Aus dem Tierleben.

ss. Der Kranich in Deutschland. Der Kranich ist bei uns ziemlich selten geworden, denn trotz seiner Schönheit ist er nicht sehr beliebt, weil er seinen Appetit zwar auch an schädlichen Insekten und Würmern, aber besonders durch einen recht ausgeprägten Geschmack an allerhand Getreide betätigt. In der Monatschrift „Der Zoologische Garten“ macht Wyrbaum auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß die Kraniche, die im Winter weit nach Süden ziehen, ihre Zugstraße über deutsches Gebiet neuerdings verändert haben. Sie benutzen die oberrheinische Tiefebene, wo in jedem Frühjahr und Herbst ganz bedeutende Kranichzüge beobachtet werden, die dann früher über den Main nach der Wetterau hinslogen und im Herbst denselben Weg in umgekehrter Richtung verfolgten. Seit wenigen Jahren erst haben die Kraniche diese Zugstraße in deren letzterem Teil verändert. Wyrbaum stellte an seinem Wohnort zu Raunheim am Main im Frühjahr 1903 überhaupt nur zwei Züge

fest und im vorigen Herbst auch nur wenige, darunter freilich einen, der allein über 500 Vögel faßte. Während in früheren Jahren die Zugzeit bis zu sechs Wochen verfolgt werden konnte, schien sie in dem fraglichen Gebiet im letzten Herbst nur noch drei Tage zu umfassen. Im Frühjahr dieses Jahres sind ebenfalls nur zwei Kranichzüge gesichtet worden. Nach den Erfundigungen, die unser Gewährsmann eingezoget hat, schwenken die Kraniche, von Süden kommend, schon in der Gegend von Worms ab und fliegen am Rande des Oberrheingebirges entlang über Darmstadt und Groß-Gerau, worauf sie den Main bei Frankfurt überschreiten. Warum die meisten Kranichzüge die alte Zugstraße über die Wetterau verlassen haben, läßt sich ebenso wenig ergründen, wie man eine Vermutung darüber aussprechen könnte, ob sie in Zukunft den früheren Weg wieder aufnehmen werden. Während in der Wetterau früher in jedem Jahr Kraniche auf den Getreide-Aedern zu sehen waren, lernt die jetzige Schuljugend den Vogel nur noch aus Bildern und vielleicht in zoologischen Gärten kennen; andererseits macht er sich für die Bauern im Nied und an der Bergstraße recht unliebsam bemerkbar. —

Technisches.

io. Künstliche Rubine. Die Chemiker haben sich begreiflicherweise mit besonderem Eifer über die genaue Untersuchung der Edelsteine hergemacht, um damit die Grundlage zu ihrer künstlichen Verfertigung zu schaffen. Beim Rubin ist das nun besonders gut gelungen, während die künstliche Erzeugung von Diamanten bisher nur sehr kleine und fast wertlose Kristalle erzielt hat. Man weiß, daß der Rubin durch eine Bereinigung von reiner Thonerde mit 2,5 Proz. Chromoxyd gebildet wird. Besonders hat der französische Chemiker Verneuil das Verfahren in geistreicher Weise verbessert, indem er in seinem Apparat die entstehenden Rubin Kristalle nach und nach vergrößerte und so Steine von erheblichen Ausmaßen und tabelloser Beschaffenheit hervorbrachte. Noch leichter läßt sich auf demselben Wege aus dem Staube natürlicher Rubin Kristalle ein künstlicher wieder herstellen. Thatsache ist, daß es jetzt eine höchst vollkommene Maschine zur Fabrikation künstlicher Rubine giebt. Ihre Erzeugnisse sind also, wie noch besonders hervorgehoben werden soll, keine Nachahmung, sondern sie gleichen in jeder Hinsicht, sowohl in der chemischen Zusammensetzung wie in der Eigenschaft der Farbe, des Glanzes und der Dauerhaftigkeit dem Naturprodukt. Künstliche Rubine von 3 oder 5 Karat und mehr sind bereits auf dem Edelsteinmarkt erschienen. —

Humoristisches.

— Die Kluge Mutter. Junge Frau: „Diesen Morgen habe ich Klavier gespielt, dann selbst gelocht und nachmittags habe ich meinem Mann etwas vorgesungen!“

Mutter (vorwurfsvoll): „Aber Kinder, verbragt Euch doch!“

— Im Gegenteil. Mama (zu Franz, der mit seinen Freunden „Indianer“ gespielt hat): „Aber Kind, Du siehst ja ganz bleich und angegriffen aus; Ihr habt Euch gewiß wieder recht tüchtig herumgeschlagen!“

Franz: O, im Gegenteil — wir haben die Friedensspeise geraucht!“

— Im Zorn. Gast: „Wer ist denn der Herr dort?“
Wirt: „Ach, das ist auch so ein Antialkoholischer Teufeldoktor!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Die Wiener Akademie der Wissenschaft hat seiner Zeit den Beschluß gefaßt, die landesfürstlichen Urbare Oesterreichs zu sammeln und zu bearbeiten. Es sind dies alle Urkunden und Handschriften, die sich auf die Verteilung des Bodens, der Bevölkerung, die Zinse, Abgaben, Bodenproduktion, Maße, Münzen und Preise beziehen und dergestalt ein Bild der gesamten kulturellen Entwicklung des Landes in frühesten Zeit geben. Der erste Teil dieses Monumentalwerkes, welches Nieder- und Oesterreich im 13. und 14. Jahrhundert behandelt, wurde soeben von den Professoren Alfons Dopfch und W. Lebec fertiggestellt. —

— Hartleben hat nach dem „Berl. Tagebl.“ ein neues dreiaktiges Lustspiel „Im grünen Baum zur Nachtigall“ vollendet. Das Stück spielt in Kospeda bei Jena und schildert das Leben der deutschen Couleurstudenten. —

— Anton Tschekow's Tragikomödie „Ditel Wanja“ gelangt im Laufe dieses Monats im Berliner Theater zur Aufführung. Das Stück ist von August Scholz übersetzt. —

— Eine ungarische Oper „Remo“ von Graf Géza Zich wird im Laufe der nächsten Spielzeit in Budapest aufgeführt werden. —

— Der „Berliner Künstler-Bund“, dem Albert Maennchen, August Ungar, Albert Klingner, Julius Voh, Die Geerte und Richard Voelßland angehören, veranstaltet vom 4.—30. September im Künstlerhaus, Bellevuestr. 3, seine erste Ausstellung — vorwiegend dekorativer Kunst. —

— Auf der internationalen Kunstausstellung in Düsseldorf sind bisher für 300 000 Mark Kunstwerke veräußert worden. —